

Verlockung Digitalsteuer

Autor(en): **Hoffmann, Christian P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **99 (2019)**

Heft 1065

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-868647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FREIE SICHT

Verlockung Digitalsteuer

Der Ruf nach «Digitalisierung» ist populär. Keine politische Sonntagsrede kommt ohne ihn aus – das Bekenntnis dazu ist politisch so riskant wie eine Forderung nach Sonnenschein. Umso interessanter daher die jüngste Ausgeburt der politischen Digitalisierungsrhetorik: die Digitalsteuer. Die EU hat sie gerade wieder diskutiert, Frankreich hat sie verabschiedet, in der Schweiz ist vor allem die SP ihre Verfechterin – doch auch Ueli Maurer wirft ihr begehrlche Blicke zu. Warum? Die Digitalsteuer ist eine Art regionale Sonderabgabe für Plattformen wie Google und Facebook, gedacht als eine Umsatzsteuer. Gemäss üblichen Regeln der Besteuerung greift der Fiskus zu, wenn ein Unternehmen eine Betriebsstätte unterhält und Gewinne erzielt. Im Internet lässt sich jedoch auch ohne physische Niederlassung Geld verdienen. Da die Vorreiter der Digitalbranchen jenseits des Atlantiks sitzen, sprudeln die Gewinne der Digitalisierung bislang am europäischen Fiskus vorbei. Die Digitalsteuer verbindet auf verlockende Weise politische Opportunitäten: Die Rechte bekommt mit ihr einen Schuss anti-amerikanischen Protektionismus, die Grünen erhalten eine Prise Technikfeindlichkeit, die Sozialdemokraten geniessen den Duft der Umverteilung. Auch publizistisch erfährt die Digitalsteuer Unterstützung, weil aus ihrem Aufkommen «heimische» Medienhäuser subventioniert werden könnten. In die Röhre schaut am Ende nur der Bürger: Denn eine Abgabe auf den Umsatz wird unweigerlich durch höhere Preise kompensiert. Hinzu kommen erwartbare Abwehrmassnahmen der USA in Form von Strafzöllen – die ebenfalls die Konsumenten berappen. Und nicht zuletzt wirkt eine Digitalsteuer natürlich innovations- und wachstumshemmend. Wie bei politischen Sonntagsreden üblich, folgt die dicke Rechnung also am Montagmorgen. Und wie ebenfalls üblich wird die Politik sich dann genötigt sehen, «sozial abzufedern». Freuen wir uns also auf künftige Wahlkampfschlager wie den «Digitalgutschein», die «Digitalbeihilfe» oder die «Digitalrente».

Christian P. Hoffmann

ist Professor für Kommunikationsmanagement an der Universität Leipzig und Forschungsleiter am Liberalen Institut in Zürich.

FREIHEIT – EIN GEFÜHL

Zuhause in den Daheims

Ich wollte mein Zuhause aufgeben und eine Nomadin werden – mal hier, mal dort an meinen Büchern schreiben, mal bleiben, mal weiterziehen. Doch irgendwas ist schiefgelaufen. Statt ein Heim aufzugeben, habe ich jetzt plötzlich mehrere. Der Volksmund sagt: Zuhause ist dort, wo das Herz ist. Meines ist offenbar riesig, hat es sich doch in meinen bislang 15 Monaten als Nomadin vielgeteilt. Es ist überall ein bisschen hängen-geblieben, oder eher: ein bisschen zu Hause geblieben. Wie ich das schreibe, türmt sich in der Schweiz der Schnee. Hier auf Bali läuft der Schweiss, weil mal wieder der Strom und mit ihm die Ventilatoren ausgefallen sind. Schon morgen läuft mein verlängertes Visum nach zwei Monaten ab. Dabei hatte ich doch vor, nur eine Woche zu bleiben. Und jetzt leide ich an einer Am-Abend-vor-der-Abreise-Depression. Mein Herz fühlt sich an, als meinte es, es müsse an Liebeskummer zerbrechen. Weil mein Herz dieses Land, diesen Ort, die neuen Freunde liebgewonnen hat. Ich will – mal wieder – nicht weg. Auch Bali ist mir ein Zuhause geworden. Es ist etwa mein viertes. Mein einziger Trost: Ich muss gar nicht in die verschneite Schweiz fliegen, sondern ich kehre einfach zurück in ein anderes Zuhause: nach Sansibar. So ist das in unserer Gesellschaft eigentlich nicht vorgesehen: Der Mensch hat ein Zuhause. Punkt. In unserer Sprache existiert nicht mal eine Mehrzahl für das Zuhause oder das Daheim. Es ist, so scheint es, vergleichbar mit der Liebe: Auch hier sollte man sich für eine einzige entscheiden. Obwohl man das manchmal gar nicht will. Und nicht kann, wie die Scheidungsraten zeigen. Zum Glück habe ich noch nie viel Wert gelegt auf gesellschaftliche Normen. Und bloss, weil es kein korrektes Wort für die Zuhauses und die Daheims gibt, heisst das noch lange nicht, dass ich nicht gleichzeitig mehrere davon haben kann. Es ist das Gute an den vielen Zuhauses: Ich kann immer wieder heimkehren, wenn ich nach irgendwo Heimweh habe.

Christine Brand

ist Journalistin und Krimiautorin. Sie ist öfter auf Reisen als zu Hause. In ihrer Kolumne befasst sie sich mit einem unkonventionellen Gefühl: der Freiheit.